

Gute Feministinnen lesen die "Emanzipation", böse, was ihnen Spass macht : was die EMI war und was eine echte feministische Zeitschrift ist

Autor(en): **Fetz, Anita**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Emanzipation : feministische Zeitschrift für kritische Frauen**

Band (Jahr): **22 (1996)**

Heft 6

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-361976>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gute Feministinnen lesen die «Emanzipation», böse, was ihnen Spass macht

VON ANITA FETZ

Was die EMI war und was eine echte feministische Zeitschrift ist

Eine lebendige Frauenbewegung mit politischem Anspruch braucht einen Ort für Kontroversen, Informationen, Gegenöffentlichkeit – kurz: ein Medium. Das war der Hintergrund für die Geburtsstunde der EMI. Wir hatten eine «message», dafür brauchte es Öffentlichkeit. Die Welt wusste noch nicht, was Frauenpower ist, wir hatten etwas zu sagen. So jedenfalls war unser, zugegeben, nicht gerade bescheidener Anspruch und unser Grundgefühl. Denn in den männerdominierten Medien liess man(n) uns damals noch nicht zu Wort kommen.

Eine feministische Zeitschrift lebt nicht vom Geld, sondern von der Power ihrer Macherinnen und vom Nutz- und Lustwert, den ihr Inhalt für die Leserinnen hat. Der «Lohn» einer EMI-Reporterin ist nicht Geld, sondern die Möglichkeit, sich in interessante Themen zu vertiefen, spannende Leute zu interviewen, Raum zu haben für politische Einschätzungen, neue Ideen zur Debatte zu stellen und Kontroversen anzuzetteln im feministischen Lager. Sobald das nicht mehr genug Leserinnen interessiert, ist die Zeit für diese Zeitschrift vorbei. So brutal ist es im feministischen Medienmarkt. Nicht, dass die EMI heute das letzte Mal erscheint, ist ein Wunder, sondern, dass sie 20 Jahre überleben konnte. Das ist eindeutig der Erfolg der tollen Macherinnen, die über Generationen hinweg das Gesicht und den Inhalt der EMI immer wieder neu geprägt haben.

Die feministische Leserin, dieses unbekannte Wesen, wird auf dem feministischen Medienmarkt mit vielen «special interest»-Produkten umworben. Wenn ich Ende Jahr meine Abozahlungen mache, ertappe ich mich immer mehr dabei, dass ich genau überlege, welche dieser Zeitschriften ich denn wirklich lese und ob ich die anderen nicht endlich abbestellen soll. Noch will ich mir das Zappen im feministischen Blätterwald als Form von Sponsoring leisten. Die meisten Leserinnen entscheiden sich für einen, höchstens zwei Titel. Punkt.

Wieso gibt es im feministischen Medienmarkt nie so was wie Fusionen? Und das, obwohl Gespräche dazu schon von mehreren EMI-Redaktionsgenerationen geführt worden sind. Wir haben damals mit «Emma» und mit der «Fraue-Zitig» (FRAZ) verhandelt. Es waren vor allem Befindlichkeiten, unterschiedliche Einschätzungen, wie eine feministische Zeitschrift auszusehen habe, sowie ein ausgeprägtes Gärtlidenken, die ein engeres Zusammengehen verhindert haben. Solange die verschiedenen Produkte ihre Leserinnen finden, ist das okay. Heute scheint mir eine Konzentration der Kräfte angebracht.

Was eine echte feministische Zeitschrift sein will, macht ein paar Fauxpas der konventionellen Medien nie: Sie bringt keine Promis, schon gar nicht aus den eigenen Reihen. Sie bringt niemals Tratsch und Klatsch, keine Home-stories, berichtet nicht aus der Welt des Frauen-Establishments und behandelt die gewählten Themen politisch korrekt. So weit, so gut. Warum nur wollen meine feministischen Freundinnen bei unseren Entspannungstreffen immer über solche Sachen reden? Warum sind sie wichtig, diese Themen: Männer, Mode, wer mit wem, wie die verschiedenen Frauenseilschaften intrigieren und wo sie funktionieren in Politik, Business, Kultur, Sport und Medien? Ja, ich weiss, ich pflege einen falschen Umgang...

Ein Grund, warum die EMI schliesslich zuwenig Abonnentinnen zum Überleben fand, ist auch ein Teil ihres Erfolges. Heute gibt es kaum ein Medium,



Die EMI für mich

in dem Themen, die Frauen interessieren, ja sogar feministische Themen, nicht vorkommen. Es gibt viele engagierte JournalistInnen – unter ihnen sind auch ehemalige EMI-Macherinnen –, die wissen, dass die Leserinnen ihrer Produkte mehr über Frauen, ihre gesellschaftliche Situation und ihre politischen Ansichten wissen wollen. Feminismus findet auch in den konventionellen Medien statt.

Nun meldet sich aber vehement mein feministisches Alter ego: «Aber Anita, es ist doch wirklich traurig, dass die EMI, die sozusagen Deine Frauenbiographie von 20 bis 40 mitbegleitet hat, nun einfach geht. Jetzt tu' doch nicht so cool.» Ach ja, es regt sich schon eine nostalgische Wehmut wenn diese Zeitschrift, in die ich mehrere Jahre einen wichtigen Teil meines Engagements investiert habe, nun einfach nicht mehr sein ist... Aber diese frechen, jungen Frauen mit ihrer Homepage auf dem Internet, die sind wirklich spannend. Und dann guck ich auch gerne «Lipstick», das Frauenmagazin im Schweizer Fernsehen. Und die NORA gibt es ja auch noch. Und bei der «WoZ» schreiben auch viele Feministinnen. Und: Auch im feministischen Umfeld ändert sich vieles, und das ist gut so. ●

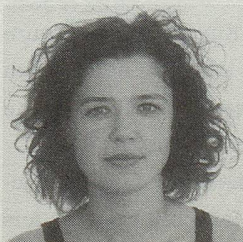
ANITA FETZ, 1957, seit 10 Jahren Mitinhaberin der Unternehmensberatungsfirma «femmedia Change-Assist», 1985–90 POCH-Nationalrätin, heute SP-Grossrätin Basel-Stadt, 1979–1986 EMI-Redaktorin.



Am Ende

Am Ende haben vielleicht die Recht, die behaupten, die «Emanzipation» sei in den letzten Jahren für die, die sie gemacht haben, wichtiger gewesen als für die, die sie hätten lesen sollen. Das kann schon sein, denn was einmal die Frauenbewegung war, hat sich verändert, und die Nachfrage nach einem offenen, feministischen Forum hat sich von der «Emanzipation» wegverlagert. Ich bin – immer noch, immer wieder – sehr dafür, über diese Veränderungen nachzudenken, letztlich müssen wir sie aber einfach auch zur Kenntnis nehmen.

Seit ich die «Emanzipation» kenne, wird sie von sehr jungen Frauen gemacht, von Frauen, die damit in den Feminismus «einsteigen», die bei der «Emanzipation» ihre ersten und zweiten diesbezüglichen Erfahrungen sammeln. Und auch vorher schon – vor zwanzig Jahren, als ich also noch klein war – war die «Emanzipation» auch ein Spielfeld für journalistische Erfahrung und organisatorische Teamarbeit und natürlich ein Sprungbrett für die «wirkliche» und hoffentlich entlohnte politische und/oder schreibende Arbeit. Diese Funktion hat die «Emanzipation» erfüllt – bis zuletzt, denke ich. Und wenn das am Ende ihr einziger Verdienst ist, so ist er doch nicht gering, denn die Spielplätze für was auch immer werden zur Zeit nicht mehr, sondern immer weniger.



FRANZISKA BAETCKE, 1968, Kulturredaktorin bei Schweizer Radio DRS2, seit 1993 EMI-Redaktorin.

Dr Byschlääfer

Die «Byschlääfer»-Diskussion verdeutlicht, was die EMI für mich war: feministische Schulung als Gegenleistung für Gratisarbeit.

Die Redaktionssitzungen fanden damals, es wird so zirka 1991 gewesen sein, noch im «Isebähnli» in Olten statt. Einmal im Monat einen ganzen Samstag lang rauchgeschwängerte Luft und erschöpfende Diskussionen. Ich weiss nicht mehr genau, was die «Byschlääfer»-Kontroverse ausgelöst hatte, jedenfalls hatte es wenig mit einem zu redigierenden Artikel zu tun. Sicher ist es eine Baslerin gewesen, die in irgendeinem Zusammenhang den Ausdruck «mein Freund» in den Mund nahm.

Die Bernerinnen belehrten sie daraufhin, dass dies ein Indiz dafür sei, dass sie dem alten «Dornröschen-Scheiss» aufgesessen sei. Verkürzt gesagt, sei die Idee der romantischen Errettung der Frau durch den Mann exakt der Grund für die Unterdrückung der Frau in allen Lebensbereichen. Eine echte Feministin würde daher auf das Attribut «mein» für einen Mann verzichten, und «Freund» würde nur die wahren Machtverhältnisse verbrämen. Konsequenterweise würden sie, die Bernerinnen, darum ihre jeweiligen männlichen Lebens- und/oder Bettgenossen nur «Byschlääfer» (mit breitem bernischen «ä») nennen. Die Baslerinnen waren entrüstet: Bei allem, was feministisch recht ist, kann doch der Mann nicht ein-